



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Herbstliche Reiseglossen. II.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Herbstliche Reiseglossen.

II.

Wer gesunde Gliedmaßen und Zeit hat, scheint mir eine unverzeßliche Sünde zu begehen, wenn er sich im Hochgebirge irgend eines andern Fortbewegungsapparates bedient, als seiner eigenen Beine. Man kann indeß seine guten Gründe haben, auch eine anziehende Gegend möglichst schnell zu durchreisen. In diesem Fall bieten die schweizerischen Postwagen mit ihrem erheblichen Anhängsel, „Banket“ oder auch „Imperiale“ genannt, eine vortreffliche Einrichtung. Ein Privatwagen, und wäre er noch so bequem eingerichtet, hat neben den gepfefferten Preisen immer die Schattenseite, daß einem die Aussicht nach vorn durch die volle Breite des Kutscherrückens versperrt wird; hier schwebt man frei in den Lüften, den Blick nach keiner Seite gehemmt. Im Sommer pflegt um diese zwei einzigen Plätze an den Poststationen nicht selten ein gekünder Krieg Aller gegen Alle zu entbrennen; im Herbst werden sie Euch von Niemandem streitig gemacht. In der That, es kostet eine kleine Ueberwindung, in frostiger Morgendämmerung da hinaufzuklettern. Der Zephyr fächelt einem gar barsch die Wangen; man zieht die Reisebede bis an's Kinn herauf und klappt den Rockkragen über die Ohren; das Tempo, in welchem das Fahrzeug die steilen Windungen hinaufschleicht, bringt einen allmählich in Verzweiflung. Aber endlich ist die Paßhöhe erreicht. Im Hospiz erwärmen wir unsern erstarreten Leichnam von außen und innen, und nun beginnt die lustige Fahrt zu Thal. Eben kommt die Sonne über die Bergespitzen, der frischgefallene Schnee glitzert und funkelt zwischen wildzerklüftetem schwarzen Gestein, ein einsamer Waidmann schreitet auf schwindligem Pfade zur Gemsjagd. Der Postillon mahnt seine Kofse mit gellendem Weckruf, schwingt seine lange Peitsche im Kreise, daß sie Dir zischend vor der Nase vorbeisauft, und fort geht's in rastlosem Trabe, haarscharf den düstern Abgrund entlang, als ob es ein Kinderspiel wäre.

Die Sicherheit und Eleganz, mit welcher die schweizerischen Postkutscher ihr Fünfgespänn lenken, hat etwas Ehrfurchtgebietendes. Unglücksfälle sind auf den dortigen Posttouren verhältnißmäßig selten, und noch seltener sind sie die Schuld des Kutschers. In frischer Erinnerung ist der traurige Fall, der im letzten Sommer im Prättigau zwischen Mezzaselva und Klosters einem jungen Mediciner das Leben und verschiedenen Anderen die gesunden Glieder kostete. Noch im Herbst tritt man darüber, ob der Postillon oder der entgegenkommende Holzwagen oder der Steinhäufen am Rande der Straße das Unglück verursacht haben. Mir dünkt, alle drei sind freizusprechen und die Schuld fällt allein auf die beispiellose Schmalheit der Straße. Dieser Uebel-

stand ist so arg, daß man sich lediglich darüber wundern kann, nicht alle paar Tage von einem größeren Unfall zu hören. Dazu noch fehlen in den Barrieren zur Seite der Straße die Stangen entweder ganz oder sie sind zum größten Theil von so erbärmlicher Beschaffenheit, daß jeder stärkere Druck sie sofort zerbrechen müßte. Ich bin allezeit ein Lobredner der schweizerischen Verkehrsanstalten gewesen; um so weniger habe ich Grund, über die schreiende Mangelhaftigkeit der Landstraße des Prättigaus zu schweigen. Eine Verbreiterung derselben würde allerdings erhebliche Kosten verursachen, aber anderwärts hat man die Sicherheit des reisenden Publikums mit noch weit größeren Opfern erkaufen müssen. Man vergleiche nur die Chausseen bei Graubündtens nächstem Nachbar, Tirol. Die Straße, welche vom Unterengadin nach Nauders hinüberführt, läßt ihre Graubündtner Schwestern weit hinter sich zurück.

Dies ist übrigens auch der einzige erfreuliche Unterschied, den man nach dem Ueberschreiten der Tiroler Grenze zu beobachten Gelegenheit hat. Was einem sonst zunächst in's Auge fällt, sind die zahllosen Heiligenbilder. Am unangenehmsten aber empfindet man die Inferiorität der Gasthofseinrichtungen. Ich habe einen großen Respect vor den „guten Alten“; auch das Prädicat „deutsch-bürgerlich“ hat für mich einen wohlthuenden Klang. Aber wenn man sich unter dieser Firma rostige Gabeln, unsaubere Servietten, Blümchenkaffee, zähen Hammelbraten oder gar Forellen mit Knoblauch gekocht (!) gefallen lassen muß, dann fühle ich mich doch wohler in den Schweizer Hotels, die, man mag über ihren oft sinnlosen Luxus und über die Unausstehllichkeit der unvermeidlichen „Engländer“ sagen, was man will, doch, was die Zweckmäßigkeit der Einrichtung und die Beschaffenheit der Speisen anlangt, die besten Gasthöfe der Welt bleiben. Meine Charakteristik bezieht sich selbstverständlich nicht auf die Hotels in den größeren Städten Tirols. Für die kleineren Orte aber trifft sie fast durchweg zu.

Die einzige Schwierigkeit, die das herbstliche Reisen mit sich bringt, ist die Aufgabe, an solchen Orten die langen Abende zuzubringen. Wir befinden uns z. B. in einem bedeutenden Marktstücken. Es ist Sonnabend; eben ist das Dunkel hereingebrochen, und die Menschen schicken sich an, von der Arbeit des Werktags auszuruhen. Wir treten in den ersten Gasthof, einen alterthümlichen Bau mit vorspringenden Erfern, Wände und Thüren mit allerlei Wappenthieren und Madonnen bemalt. Man weist uns in das „Extrazimmer.“ Drüben, in der „gewöhnlichen“ Stube, lärmt eine Schaar betrunkenener Soldaten, die der Besatzung einer benachbarten kleinen Feste angehören; hier dagegen herrscht feierliche Stille: wir sind mutterseelenallein. Eine veraltete illustrierte Wochenschrift ist die einzige geistige Nahrung, mit der wir versuchen mögen, uns die Zeit zu vertreiben. Schlag 7 Uhr stellt sich der erste ein-

heimische Gast ein. Wie wir aus der begrüßenden Anrede der Kellnerin entnehmen, ist es der Herr „Kanzlist“, ein urgemüthlich ausschauender Bieder-
 mann mit mächtigem grauen Knebelbart, in seinem ganzen Wesen einem
 derben alten Förster gleichend. Er setzt sich uns gegenüber, und nachdem er
 seine kurze Pfeife angezündet, versuchen wir, ein Gespräch mit ihm anzu-
 knüpfen. Allein er hört schwer, kann auch die norddeutsche Aussprache nicht
 vertragen, und so waltet alsbald wieder unheimliche Stille. Eine Viertel-
 stunde später erscheint der Herr „Controlor“, ein ausgemachter Bureaukrat
 in mittleren Jahren. Er setzt sich zu unserer Rechten, ohne uns eines Blickes
 zu würdigen. Wir reden ihn an, natürlich mit der in der ganzen civilisirten
 Welt üblichen Einleitungsformel vom Wetter. Er mißt uns mit inquisito-
 rischem Blick vom Scheitel bis zur Zehe, fertigt uns kurz ab und beginnt
 mit Stentorstimme eine Unterhaltung mit dem Herrn Kanzlist. Uebermals
 eine Viertelstunde später tritt der Herr „Bezirksrichter“ ein, der jüngste von
 den Dreien. Er setzt sich zu unserer Linken; vielleicht ist er von humanerer
 Gemüthsart, als unser Nachbar zur Rechten; aber wir sind eingeschüchtert
 und verharren in Schweigen. Zuletzt kommt auch der Herr Wirth, pflanzt
 sich quer vor den Tisch, paßt den Gästen seinen Knüller in's Gesicht und
 spuckt ohne Unterlaß in kühnem Bogen bis mitten in die Stube. Und nun
 rollt der Wiersprach lustig dahin, von Holzverkauf und Holzdiebstahl, vom
 demnächstigen Jahrmart und dem gestrigen „Concert“ (eine herumziehende
 Tingeltangelgesellschaft), vom Schluß des Weideganges u. s. w. Dazwischen,
 sobald einer der Gäste das Letzte aus seiner Flasche gegossen, tönt die sonore
 Frage der Kellnerin: „Trinken Sie noch a Wein?“ So geht es bis gegen
 9. Da erscheint in der Thür eine hagere Mannesgestalt, in Hemdärmeln,
 mit weißem Schurz, ein langes Messer in der Rechten. Wir fahren zu-
 sammen; bei dem Halbdunkel des raucherfüllten Zimmers ist uns, als sähen
 wir einen Geist. Aber der Herr Bezirksrichter erhebt sich mit dem fröhlichen
 Ausruf: „Na, da wollen wir also unser Samstagsgeschäft absolviren“, setzt
 seinen Stuhl mitten in die Stube und läßt sich nach allen Regeln der Kunst
 rasiren. Desgleichen die Anderen secundum ordinem. Diesen gewichtigen
 Act vollendet, zieht sich Jeder in sichtlich befriedigter Stimmung noch ein
 Viertel Rothweins zu Gemüthe und Punkt 10 Uhr ist die ganze Honoratioren-
 gesellschaft verschwunden. Wir sind wieder allein, den Kopf schwer von dem
 süßlichen Tiroler Landwein und weit mehr noch von dem Qualm des k. k.
 Knasteres, aber wir tragen einen köstlichen Gewinn davon: wir sind eingeweiht
 in die tiefsten Mysterien des „Extrazimmers.“

Wolle der geneigte Leser dies Genrebild nicht etwa als ein Erzeugniß
 boshafter Phantastie betrachten; es ist baare Thatsache. Im Sommer würde
 man auf eine derartige Idylle natürlich verzichten müssen. Also ergiebt sich, daß

selbst die bedenklichste Seite der herbstlichen Reisezeit, die langen Abende, ihre Vorzüge hat. —

Die Naturschönheiten Osttirols gruppieren sich um die Dexthaler Alpen und um die Ortlerkette. Der großartigste Punkt des Oberinntals, Finstermünz, gehört eigentlich noch zum Engadin; es ist der imposante Schlußeffect dieser einzigen Landschaft. Die Sonne war bereits hinter den Bergen verschwunden, als ich von der Höhe der überaus kühn und splendid angelegten neuen Landstraße dies Bild betrachtete. Ein heftiger Sturm hatte sich erhoben; durch die zerrissenen Wolken blickte der Himmel mit jenem fahlen Blau, das ihm bei söhningem Wetter eigen ist. Gespensterhaft ragten in der Ferne die Schneeberge des Engadin; tief unten, schon halb im Dunkel, zwängt sich brausend und schäumend der Inn an der alten Finstermünz vorbei. Eine angemessenere Beleuchtung für dies schaurig-schöne Naturspiel wüßte ich mir nicht zu denken. — Jenseits des Passes, nach Süden zu, ist die Gegend reizloses Hochland. Aber so wie man die Reschencheide, die Wasserscheide zwischen Inn und Etsch, überschritten hat, öffnet sich eine der überwältigendsten Ansichten, welche die Alpenwelt aufzuweisen hat: vor uns breiten sich, wenn auch noch in respectabler Ferne, die glänzenden Schnee- und Eisfelder der Ortlergruppe.

Einen bequemeren, gründlicheren und zugleich so wenig zeitraubenden Naturgenuß, als diesen Ortleranblick kann es nicht geben. Von der Reschencheide bis Mals hat man volle 4½ Stunden zu wandern; während dieser ganzen Zeit liegt die Kette unverrückt vor unsern Augen; kein Baum, kein Berg tritt hindernd dazwischen. Aber um den Genuß voll und ungetrübt zu haben, bedarf es wiederum des Herbstes; an einem klaren Sommertage wäre in diesen schattenlosen Anfängen des Etschthals das Vergnügen von vornherein zur Hälfte verdorben. Ein Oktobertag, wie er sonnenheller und angenehmer nicht gedacht werden kann, war mir für diese Wanderung beschieden. Es war ein Sonntag. Wohl in meinem ganzen Leben nicht ist mir Uhlands schönes Lied vom Tage des Herrn so oft in den Sinn gekommen, wie in diesen wenigen Stunden. In dem Kirchdorfe Graun lud ein wohlklingendes kräftiges Geläut zum Gottesdienst. In reicher Zahl kam die bäuerliche Bevölkerung herangezogen, die schmucken Mädchen Arm in Arm gehend, den Rosenkranz in den Händen. Die Meisten hatten für den fremden Wanderer ein freundliches „Grüß' Gott“ oder „Gelobt sei Jesus Christus.“ Aus dem Schulhause tönte, von glockenreinen Mädchenstimmen gesungen, die ergreifende alte Melodie: „O sanctissima.“ Und dann wieder vollendete, feierliche Stille. Mir war, als wäre mir die frische Bergluft nicht allein in die Lunge, sondern auch in die Seele geströmt. Es ist etwas Eigenes um derartige Stimmungen. Nachher, am Schreibtisch, wenn man sich ihrer erinnert, sucht man wohl, sie zu rekonstruieren. Es wäre ein ebenso unmögliches Beginnen, wie wenn man durch chemische Composition der Elemente ein lebendes Wesen bilden wollte. Vergnügen wir uns, sie einen Augenblick genossen zu haben. Als mir bald darauf ein greiser Bettler mit ehrlichem Gesicht begegnete und mich in herzlichem Tone mit den Worten anredete: „Sie freuen mich, Sie sehen aus wie ein fröhlicher Mann“ — da war's um meine Fröhlichkeit geschehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.

Verlag von F. V. Herbig in Leipzig. — Druck von Gützel & Herrmann in Leipzig.